

25]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Als wir auf dem Rückwege waren, jagte der Polizeichef an uns vorüber, ein paar Schutzleute liefen eilig in der Richtung zur Fabrik, und Maximoff bemerkte zu uns: „Sie kommen zu spät! — Und was wollen sie auch machen?“ Andreoff fragte ihn: „Wann können die Kosaken hier sein?“ „Ja, das kann kein Mensch wissen!“ erwiderte Maximoff. „Wir müssen jetzt Versammlungen abhalten und die Arbeiter über ihre Rechte aufklären. Wir haben einen schweren Stand, weil der größte Teil der hiesigen nur Gelegenheitsarbeiter sind. Es sind Bauern. Vermutlich kommt es zu Ausschreitungen. In Alexandrowst, wo ich den Streik leitete, ging es ausgezeichnet, — so ruhig, so still, wie es bei den organisierten Arbeitern in Westeuropa zugeht.“

Nach Hause zurückgekehrt, trafen wir all unsere Freunde in reger Tätigkeit. Es wurden weitere Aufrufe gedruckt, worin den Arbeitern gesagt wurde, daß sie zu einer einzigen großen Familie gehörten. Sie sollten und müßten solidarisch vorgehen. Die große Bedeutung des ökonomischen Streiks auch für die politische Lage der Arbeiter wurde hervorgehoben. Der Aufruf war kurz und prägnant gehalten. Wir beteiligten uns auch an der Arbeit, und in sehr kurzer Zeit waren mehrere Tausend Exemplare hergestellt. Unter den Aufrufen stand: „Das Komitee der russischen sozialdemokratischen Partei.“ —

Nun gingen wir auf die Straße hinaus. Fast an allen Ecken standen Arbeiter. Wir eilten an ihnen vorüber. Maximoff rief ihnen zu: „Versammelt Euch auf dem Marktplatz!“

Diese Aufforderung hatte er wahrscheinlich schon an die Leute richten lassen, denn als wir auf dem Marktplatz ankamen, stand schon eine tausendköpfige Menge da. An drei oder vier verschiedenen Stellen sprachen Redner. Anna Michailowna und ich standen in der Nähe von Maximoff und hörten, was er zu den Arbeitern sagte. Irgendwo war ein Tisch herbeigeschafft worden, Maximoff war hinaufgestiegen und erzählte nun den Arbeitern, wie rechtlos ihre Lage sei, wie schwer sie es im Kampfe ums Dasein hätten.

„Wir verlangen, daß Ihr auch soviel Zeit habt, um am allgemeinen Wissen teilzunehmen. Eure Arbeitszeit soll kürzer werden und der Lohn besser, damit Ihr die Möglichkeit habt, zu lernen und zu lesen und Euch zu bilden. Ihr selbst habt oft zu meinem Freunde gesagt, Wissen sei Macht. — Seid solidarisch! — Denkt daran, daß jeder von Euch für den anderen einstehen muß! — Durch einmütiges Vorgehen wird es Euch gelingen, eine Besserung Eurer Lage zu erzwingen. Fürchtet Euch nicht vor der Polizei und den Kosaken! Haltet Euch ruhig zu Hause, und sie können Euch nichts tun. — Das Komitee, das Ihr gewählt habt, wird mit dem Direktor weiter verhandeln und wird Eure Interessen wahrnehmen. Wir kämpfen hier für unser gutes Recht, und unsere Kameraden in anderen Städten werden von unserem Kampfe erfahren und wissen, daß Ihr ebenfalls für die große Sache kämpft: für die Befreiung des Arbeiters von den schrecklichen Fesseln. — Es lebe die russische Arbeiterpartei!“

Kaum hatte er geendet, so sprang zu meiner Ueberaschung Anna Michailowna auf den Tisch und erzählte in flammenden Worten der Menge, wie ihre Brüder im Auslande gekämpft, was sie erlitten und was sie erreicht hätten.

„Unsere Brüder, die Arbeiter in anderen Ländern, haben schon das, was Euch noch fehlt: die politische Freiheit. Unter unzähligen Opfern haben sie es errungen, daß die Vertreter ihrer Interessen an der Gesetzgebung teilnehmen. Auch dort ist noch vieles zu tun, aber Eure Brüder haben einen leichteren Weg. Ihr, Kameraden, müßt noch schwer kämpfen, viele Opfer müssen gebracht werden, aber es kommt eine Zeit, wo die russischen Arbeiter sich so frei wie ihre Brüder in Europa versammeln dürfen und keine Polizei es wagen wird, einen zu verhaften, weil er die Interessen der Arbeiter vertritt. Wir werden auch Vertreter ins Parlament senden, die für das Wohl der Arbeiter sorgen werden. Das ist aber nur die erste Stufe, Brüder. Wir müssen weiter kämpfen. — In dem heutigen Kampfe werdet Ihr die Macht der Solidarität kennen lernen, Ihr werdet erkennen, daß Ihr selbst Eure Interessen

wahren müßt. Vergesst nicht, Brüder, daß Ihr nicht bloß für Euch, sondern auch für Eure Kinder kämpft! — Die Kunde Eures Siegs, wenn er auch noch so klein ist, wird wie ein Donner über unser großes Rußland hallen und in jedem Arbeiter das Bewußtsein wachrufen: Dort wurde für uns gekämpft! Dort haben die Arbeiter sich als Kameraden gezeigt, Es lebe die internationale Sozialdemokratie!“ —

Es war lautlos still. — Ich hatte Anna Michailowna noch nie als Rednerin gesehen. Ihr großer Glaube an die Arbeiterfrage, ihr Feuer hatten ihr ganzes Aussehen verwandelt. Die blauen Augen, die sonst so freundlich lachen konnten, waren jetzt tief schwarz und sprühten Feuer. Ihr Gesicht war ganz bleich; ein entschlossener Zug lag um ihren Mund.

Stillschweigend drückte ich ihr die Hand. Sie war eiskalt. Die Menge stand noch unbeweglich da. Man hörte von weitem, wie am anderen Ende des Marktplatzes ein Redner noch weiter sprach. Maximoff wandte sich an die Arbeiter und sagte:

„Geht jetzt nach Hause, Brüder. Verhaltet Euch ruhig. Laßt Euch nicht von der Polizei herausfordern. Denkt daran, was ich und unser Kamerad Euch jetzt eben gesagt habe!“

Langsam ging die Menge auseinander und zerstreute sich in den Straßen.

Als wir zu Hause angekommen waren, fing es schon an zu dunkeln. Stillschweigend saßen wir da; ringsum lagen zerrissene Aufrufe, — alles deutete noch darauf hin, daß hier fieberhaft gearbeitet worden war. Es wurde Licht gemacht, jemand hatte für Tee gesorgt, hin und wieder fielen kurze Bemerkungen, endlich erwachte Anna Michailowna wie aus einem Traume und sagte zu uns: „Wollen wir hier nicht aufräumen? — Arbeiten werden wir später doch müssen, da brauchen wir die Sektographen nicht zu vernichten.“

Maximoff meinte, wir müßten jeden Tag, vielleicht sogar ein paarmal am Tage, Bulletins ausgeben und Aufrufe verteilen.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, ein Freund von Maximoff stürzte herein und sagte: „Ein betrunkenes Hausen plündert den Brantweinladen. Kommt schnell! Wir müssen unseren Freunden helfen, die Menge zu beruhigen.“

Anna Michailowna wollte mit, wir überredeten sie aber, zu Hause zu bleiben, Abramoff sollte ihr Gesellschaft leisten. Die nächtliche Arbeit, die Rede auf dem Marktplatz hatten sie doch allzu sehr angestrengt. Andreoff, sein Bruder und ich stürzten hinaus. Aber der Brantweinladen war schon zerstört, und die Menge zog langsam weiter. Man hörte, wie sie gröhlten und durcheinanderschrien. Maximoff rief uns zu: „Schnell zu den anderen Brantweinläden! Dorthin gehen sie wahrscheinlich.“

Durch eine Seitengasse liefen wir hin und kamen ein paar Minuten früher an als die Menge. Der Laden war geschlossen. Maximoff und Andreoff liefen in den Hof, um dort durch einen Hintereingang hineinzukommen. Andreoffs Bruder und ich blieben vor dem Laden stehen. Die Menge war ganz nahe. An ihrer Spitze bemerkten wir einige unserer Kameraden. Wie es schien, überredeten sie die Leute, sich ruhig zu verhalten. Bald waren wir umzingelt und Stimmen schrien: „Schlagt doch die Tür ein!“

Ein Mann mit einem Volzen in der Hand drängte sich durch und verfehlte der Tür einen Stoß. Die Tür gab nicht nach. Ich veruchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. „Wozu willst Du das tun? Du schadest nur unserer gemeinsamen Sache. Es wird heißen, daß die Arbeiter sich betrunken und geplündert haben, und dieser Vorwurf fällt zurück auf Eure Brüder.“

„Wir haben jetzt Feiertag, uns gehört alles! Wir wollen Schnaps haben,“ brüllte der Kerl.

Plötzlich erschien Maximoff, flüsterte Andreoffs Bruder etwas zu und wandte sich an die Menge: „Hört mich! Was wollt Ihr tun? Ihr seid doch keine Räuber! Fremdes Gut wollt Ihr stehlen? Brantwein ist Gift! — Ihr sollt nicht trinken, Ihr sollt die heilige Sache nicht bedürdeln! Geht ruhig nach Hause. Denkt an Eure Kameraden.“

„Ach, was sollen wir ihn hören“, ertönte eine Stimme. „Merei, hau los auf die Tür! Wir helfen Dir, sie wird schon nachgeben.“

Einige stürzten sich auf die Tür, andere versuchten die Fensterläden loszureißen. Wir standen machtlos da. — Maximoff flüsterte mir zu:

„Wir haben alle Flaschen zertrümmert, die ganze Bude schwimmt in Spiritus und Brantwein. Sie können sich so wenigstens nicht betrinken.“

Die Tür gab nach, — ein Duzend Menschen stürzten hinein. Irgendwoher wurde eine Laterne gereicht, denn in dem Laden war alles dunkel.

„Dieser verfluchte Hund von Verkäufer! Er hat alle Flaschen zerschlagen, keine einzige ist mehr da!“ rief ein Mann der Menge zu. „Gebt einen Eimer her. Auf dem Boden fließt der Brantwein, — wir wollen versuchen, ihn aufzuschöpfen.“

Ein widerwärtiger Anblick. Viele lagen auf den Knien und schlürften den Brantwein auf.

Maximoff sagte leise zu mir: „Wenn ich nicht irre, gibt es in der Stadt drei Läden für Einzelverkauf. Wir wollen schnell zu dem dritten Laden eilen, ehe die Leute sich auf ihn besinnen. Das Depot können wir nicht unschädlich machen, da muß die Akziseverwaltung für sich sorgen.“

Wir drängten uns durch die Menge durch und liefen die Straßen hinunter.

„Sonderbar, daß die Polizei nicht zu sehen ist“, sagte Andreess. „Wahrscheinlich haben sie alle Schutzleute zum Depot abkommandiert.“

Als wir bei dem dritten Laden ankamen, war noch niemand da. Die Tür und die Fensterläden waren dicht verschlossen; durch einen Spalt konnte man aber Licht sehen. Maximoff sagte: „Kinder, wir müssen von der Hintertür in den Laden eindringen.“

Auf unser Klopfen öffnete uns eine Frau, wir stießen sie zur Seite, gingen durch ein Wohnzimmer und kamen durch einen Korridor in den Laden. Der Verkäufer stand an der Kasse und wollte, wie es sahien, das Geld retten.

„Ah, Ihr seid schon da!“ rief er uns zu. Wahrscheinlich hatte er von der Plünderung der anderen Läden schon gehört.

„Na, mit mir könnt Ihr nicht so scherzen!“ Und er stürzte sich auf Maximoff. Andreess packte ihn von hinten, warf ihn zu Boden und rief ihm zu:

„Dummer Kerl, wir kommen nicht, um zu rauben. Wir wollen nicht, daß die Menge sich befaßt, und darum wollen wir alle Flaschen zerschlagen, damit sie keinen Brantwein erhalten.“

„Das ist Staatsgut, und ich darf nicht erlauben, daß Ihr es vernichtet. Um es zu schützen, ist die Polizei da und nicht hergelaufene Menschen.“

Andreess rief Maximoff zu: „Geben Sie mir einen Strick! Ich will den Kerl binden, und wir tragen ihn dann ins andere Zimmer. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren!“

„Hier!“ rief er der Frau zu die in der Tür stand, „nehmen Sie die Kasse.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Moritz Hartmann.

Von Ernst Kreowski.

Mit der deutschen Literaturgeschichte ist's traurig bestellt. Die meisten dieser Nachwerke sind für das liebe Pfahlbürgerthum berechnet. Wohin diese Verödung führen muß, soll erst gar nicht erörtert werden. Es sei nur festgestellt, daß alle Poeten, deren Schöpfungen irgendwie von volksfreierlichen und oppositionellen Gedanken durchsetzt erscheinen, meistens schon bei Lebzeiten dem Vergessen überantwortet wurden. Es soll uns nicht wundern, wenn z. B. das anjetz bloß noch höchst widerwillig mitgeschleppte, obgleich bis zur Unkenntlichkeit verhungzte Kapitel: Die vormalzliche und die politische Lyrik zwischen 1840—1850 aus den Garlickchen der Leigner, Eduard Engel und ähnlicher Literaturlöcher ganz und gar beseitigt sein wird. Glücklicherweise sorgen die einer ernstlichen Kunstpflege zugewandten Bestrebungen in unseren Reichen, daß den Geistes solcher Literaturverwüster ein kräftiger Riegel vorgeschoben bleibt. Die Sozialdemokratie ist dem deutschen Volke als Hüterin und Pflegerin seiner Literatur gesetzt. So ist denn bereits von so mancher Poetengruft der allzu voreilig darüber gebreitet Totenstein weggerückt und so manche verschüttete Harfe aufs neue zu rauschenden Tönen gebracht. Denn was sind im Grunde genommen die meisten „Literaturhistoriker“ gewesen? Eine Junst von bornierten oder böswilligen Totengräbern? Und sie hatten es immer eilig mit dem Begraben, wenn es sich um revoltierende Säger handelte! Alfred Meißner ruft einmal wehmüthig aus: „Wie wenige von denjenigen, die jetzt in voller Tätigkeit begriffen

sind, überdauern eine kurze Zeit! Wie viele müssen noch bei Lebzeiten das Grab ihres Glanzes sehen! Was bleibt nach fünfzig oder gar nach hundert Jahren an Erinnerungungen sogar von denjenigen übrig, die nicht gemeine Krieger, sondern Hauptleute waren und auf ihrem Haupte einen wallenden Federbusch trugen?“ Nun, Heine, Freiligrath, Hertwegh, Pfau, Meißner, Beck, Anastasius Grün haben einen wallenden Federbusch als Zeichen echten Ritterthums der Poesie auf ihren Helmen getragen! Und neben ihnen auch Moritz Hartmann!

In unserer Mitte ist der revolutionäre Säger zwar nicht in Vergessenheit geraten. Total fremd ist er aber wohl dem reichsdeutschen und österröichischen Bürgerthum, zumal der nach 1870 erstandenen Generation. Obendrein haben sich nur wenige Aesthetiker mit Hartmann befaßt; es sind da allenfalls Lorm, Gottschall und Stern zu nennen. Ein ästhetischer Essay von Ernst Ziel im ersten Bande seiner „Literarischen Reliefs“ verdient besondrerer Erwähnung. Er gilt dem Lyriker. Als Novellist und Romanschriftsteller läßt Hartmann nicht selten Originalität der geschilderten Charaktere, Unmittelbarkeit der Darstellung und technisch einheitliche Komposition vermiffen. Gerade dieser Mangel tritt oft in peinlicher Weise hervor. Einen dauernden Ehrenplatz in der Literatur weist Ziel jedoch zweien seiner Romane zu. Das sind: „Von Frühling zu Frühling“ und „Der Krieg um den Wald“, eine umfangreiche Erzählung, in welcher Hartmann die Zustände seines Heimatdorfes eindrucksvoll darstellt und die sich durch die große Lebenswahrheit ihrer böhmischen Lokalschilderungen und durch den grandiosen epischen Wurf der Komposition auszeichnet.

Ueberbliden wir die deutsch-böhmische Dichtung legten sechs Jahrzehnte, so sind und bleiben Alfred Meißner und Moritz Hartmann deren eigentliche Repräsentanten. Jener wie dieser stehen nicht nur auf dem gleichen nationalen und geistigen Mutterboden, sie sind auch von Hause aus verwandte Naturen. Beiden — sagt Ziel — ist ein mächtig in die Saiten greifendes Pathos, beiden ein unbegrenzter Trieb nach Freiheit, beiden eine warmblütige Begeisterung für Menschheit und Vaterland, eine rastlos schaffende, sich in immer neuen Gestalten ausgebende Phantasie eigen. Als Lyriker und Epiker von wunderbarer Pracht und losmischer Gedankenfülle zeigt sich Hartmann in „Zeitlosen“ und „Schatten“. In „Reich und Schwert“ und den „Neueren Gedichten“ propagiert der Dichter als lecker Tribun die Ideen der politischen und menschlichen Freiheit und tritt in begeisterter Verherrlichung ein für die Großtaten der böhmischen Nationalhelden, ohne dabei die deutsch-feindliche Sache der Tschechen zu seiner eigenen Sache zu machen. Die meisten Gedichte in diesen beiden Sammlungen sind geistige Niederschläge der Zeitatmosphäre der mittleren vierziger Jahre, Kinder der politischen Schwüle jener Tage; sie halfen die Völker am politischen Zeithimmel zusammenballen, die dann das Gewitter von 1848 aus ihrem Schoße gebaren. Insofern könnte man sie „Sturmbögel der Revolution“ nennen; dennoch paßt die Bezeichnung „Frühlingssbögel der Freiheit“ viel treffender auf sie.

Als glanzvoller Zeitsatiriker offenbarte sich Hartmann jedoch in seiner 1849 veröffentlichten „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“. In dieser eigenartigen Dichtung, die die Frankfurter Nationalversammlung von 1848, der Hartmann ja als Vertreter seiner engeren Heimat angehörte, zum Gegenstande der Abschilderung genommen hat, besitzen wir eine politische Satire voll Witz und Geist, voll Humor und Ernst, welche ihrer Zeit mit energischem Griff nach dem Puls fühlt und mit schonungsloser Schärfe alle jene Mißstände und Verkehrtheiten geißelt, an welchen die acht- und vierziger Bestrebungen des deutschen Bürgerthums zur Einigung und politischen Befreiung Deutschlands so kläglich scheiterten. Mit scharfer Aegge überzieht Hartmann die halben Politiker und falschen Staatsmänner, die unklaren Schwarmgeister, welche unter den Männern der Paulskirche ihre Dilettantenstimme erhaben und macht gegen manche der gefeiertesten und hervorragendsten Führer des Parlaments in freimüthiger, wenn auch nicht gerade immer parteiloser und vorurteilsfreier Weise Front. Es ist kaum ein einziger leitender Gedanke der Volksbewegung von 1848, der nicht in der „Reimchronik“ seine dichterische Resonanz gefunden hätte. Kaum eine angesehenere Person jener Zeit, die hier nicht zu ihrer Ehre oder Schande porträtiert worden wäre! So darf denn das treffliche Buch als einer der interessantesten poetischen Beiträge zur Geschichte des „roten“ Jahres betrachtet werden, trotzdem oder gerade weil sich unterdessen die gesamten politischen Zustände und Verhältnisse in dieser Hinsicht vollständig verschoben und verändert haben.

Ueber des Dichters und revolutionären Parteigängers Leben, künstlerische Entwicklung und Schicksale, insbesondere über sein Verhältniß zu den Vorgängen und Ereignissen, sowie seinen Beziehungen zu den Schriftstellern seiner Zeit fehlte es bisher noch immer an einer Darstellung auf dem breiten Boden der Geschichte.

Endlich hat nun auch Moritz Hartmann in Dr. Otto Wittner seinen Biographen gefunden. Kürzlich ließ dieser in der im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ herausgegebenen Bibliothek deutscher Schriftsteller dort den ersten Band seiner Arbeit unter dem Titel: „Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“ erscheinen. *)

*) Prag 1906. J. G. Cakbesche I. u. I. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Josef Koc).

Wittner hat das Werk sorgfältig fundamementiert und geräumig aufgebaut. Es sind zum größten Teil noch unbekannte Materialien benutzt worden, die der Biograph den Hinterbliebenen des Dichters verdankt. Ferner war es ihm vergönnt, die Korrespondenz Hartmanns mit Meißner, Lorm, Betty Paoli u. a. fast vollständig einzusehen. Im übrigen wurde in mühevoller Arbeit alles irgendwie Erreichbare, das jemals über Hartmann geschrieben worden ist, zusammengetragen. Endlich gibt Wittner auf Grund eingehender Studien der innerpolitischen Zustände Deutschlands, Oesterreichs und Böhmens eine breit angelegte zeitliche Schilderung, die als wirkungsvoller Rahmen für das hieraus erwachsende Bild des Menschen, Dichters und Revolutionärs gedacht ist.

Moritz Hartmann hat ein unruhiges Jugendleben führen müssen. Am 15. Oktober 1821 zu Duschnik, einem Dorfe bei Pezibran in Böhmen als Sohn jüdischer Eltern geboren, brachte er sich nach Abschluß der Gymnasial- und zum Teil auch der Universitätsstudien einige Jahre als Hauslehrer in Wien durch, machte dann Reisen nach Italien, Deutschland, Belgien und Frankreich und kehrte 1847 nach Wien zurück. Hier wurde er wegen seines bisherigen dichterischen Gebarens in eine peinliche Kriminaluntersuchung verwickelt, von der ihn die dazwischen fallende Märzrevolution befreite. Von neuem aktiven Anteil am politischen Leben nehmend, ging er nach Prag, um daselbst an die Spitze der deutschen Partei zu treten. Sein Wirken in dieser Stellung gab Veranlassung zu seiner Wahl in die deutsche Nationalversammlung. Hier, in Frankfurt, vertrat Hartmann, zur Linken gehörend, den Wahlbezirk Leitmeritz. Es verlohnt sich wohl, ein wenig bei dieser Episode zu verweilen, nicht weil Hartmann als Parlamentsredner besonders hervorgetreten wäre, sondern insofern, als er, nebst Robert Blum, Fröbel und Trampusch der von der Frankfurter Linken nach Wien abgeordneten Deputation angehörte. (Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Ueber Farbenblindheit veröffentlicht Edward A. Myles im „Century Magazin“ einen auf sorgfältige Untersuchungen gegründeten Aufsatz, in dem er zunächst von den verschiedenen Intensitätsgraden des Farbensichens bei Tieren und Menschen spricht. Im allgemeinen ist natürlich der Farbensinn der Tiere viel weniger ausgebildet als der der Menschen. Der Sinn des Stieres wird nur durch eine rote, nicht durch eine grüne oder blaue Fahne angeregt; Angler wissen, daß bestimmte farbige Köder eine besondere Anziehungskraft auf die Fische ausüben; viele Tiere verraten ihren Farbensinn dadurch, daß sie ihr Aussehen in möglichstste Übereinstimmung mit den Farben der Umgebung bringen, um ihren Feinden weniger sichtbar zu sein. Wie der Farbensinn der Tiere außerordentlich verschieden ist und von höchster Schärfe bis zu einer ziemlichen Unempfindlichkeit herabsteigt, so können auch bei den Menschen große Unterschiede des Farbensichens konstatiert werden. Der merkwürdigste Fall dafür ist die partielle oder totale Farbenblindheit, bei der man entweder die Farben überhaupt nicht sieht, so daß das ganze Weltbild nur in einer Scala von weißen, grauen und schwarzen Tönen erscheint oder auch nur das Empfinden einer einzigen Farbe völlig ausgelöscht oder vermindert ist. Vollige Farbenblindheit ist außerordentlich selten, aber auch die totale Blindheit einer einzigen Farbe gegenüber tritt nicht oft ein, sondern es erfolgt nur eine starke Abschwächung und ein Unklarwerden dieser Farben. Blindheit für Gelb, Blau und Violett findet sich nur selten; am häufigsten sieht man Rot und Grün nicht. „Wenn tausend Männer,“ so konstatiert der Verfasser, „die Blumen eines Gartens beschauen, so werden fünfzig von ihnen die Farben falsch sehen. Wenn tausend Frauen sie betrachten, dann werden 998 oder 997 die einzelnen Tönungen richtig erkennen.“ Diese bei Männern so häufige Farbenblindheit, die sicherlich schon seit den Urzeiten besteht, ist nun erst verhältnismäßig spät erkannt worden. Erst seit 180 Jahren etwa beschäftigt man sich mit dieser Erscheinung, und der erste, der einen Fall von Rotblindheit beschrieb, war ein bekannter englischer Chemiker, der Quäter Dalton, nach dem die Krankheit Daltonismus benannt wurde. Ganz zufällig entdeckte er das eigentümliche Manko, das ihm anhaftete. Er erschien in einer Gesellschaft von Gelehrten, bei der eine würdige Kleidung vorgeschrieben war, mit ein paar scharlachroten Hosen, erregte allgemeine Entrüstung wegen seiner auffälligen und schreienden Tracht und machte das Uebel noch schlimmer, als er erklärte, er habe gar keine roten Hosen an. Man schloß ihn von der Gesellschaft aus und tat ihn in Licht und Wann, bis man schließlich feststellte, daß er rotblind war. Ein grünblinder Admiral der englischen Flotte erwartete sich bei seinem Auftreten in Dublin eine große Popularität, weil er in ein paar grünen Hosen erschien, die er selbst für braun hielt. Er schrieb den außerordentlichen Jubel des Volkes seiner persönlichen Liebesheldigkeit zu, bis er schließlich über seine Farbenblindheit aufgestellt wurde. Besonders auffällig ist es, daß Künstler, deren Farbensichens doch auf das feinste ausgebildet sein müßte, der Farbenblindheit eben so häufig unterworfen sind wie andere Männer. Myles hat bei Untersuchungen, die er mit einer großen Anzahl von Malern und Zeichnern anstellte, festgestellt, daß im Durchschnitt einer von 22 Künstlern farbenblind ist. Ein Künstler mit totaler Farbenblindheit, der die ganze Umwelt nur in Schwarz und Weiß sehen wollte, müßte ein vorzäulicher Radierer sein, und

wirklich haben dem Verfasser farbenblinde Schwarzweiskünstler erklärt, daß die eigentümliche Veranlagung ihres Farbensichens ihnen bei Ausübung ihrer Kunst nur nützlich gewesen sei. Wie die Kurzsichtigkeit dem Maler das Bild der Landschaft in gedämpften, verschleierte Tönen vorführt, andererseits ihm in der Nähe alle Umrisse schärfer vor das Auge treten läßt, so kann auch die Farbenblindheit in der malerischen Anschauung eines Künstlers eine eigentümliche und aparte Stimmung hervorbringen und von Kritikern „als besondere persönliche Note“ gerühmt werden. —

Theater.

Neues Theater. „Der Dieb“, ein Stück in drei Aufzügen von Henry Bernstein. (Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Rudolph Lothar.) Die „Kralle“, das Schauspiel Bernsteins, das neulich im Kleinen Theater herauskam, aber nach wenigen Abenden vom Spielplan verschwand, nimmt trotz vielen Mängeln des Aufbaues in den abschließenden Szenen einen Aufschwung, der dem ganzen das Gepräge eines mit ernstem künstlerischem Willen konzipierten ergreifenden Charakterdramas aufdrückt. Im „Dieb“ fehlt jeder solche gediegene Gehalt, fehlt das Bestreben, den notwendigen in der Entwicklung eines Charakters wurzelnden Tendenzen nachzugehen. Es fallen Streifenlichter auf die Personen, an einzelnen Stellen blüht manchmal psychologisch Interessantes auf, doch kein Faden spinnt sich einheitlich bis zum Ende fort. Der Autor treibt nur ein Spiel mit Situationen, um momentane Spannung zu erzeugen, und paßt das Handeln, das Empfinden seiner Menschen, wie die moralische Beleuchtung, in der er sie erscheinen läßt, seinen jeweiligen Einfällen je nach Belieben an. Es ist ein Stil, der an die einst hoch bewunderten, so rasch veralteten Gesellschaftsdramen Dumas und Sardous erinnert. Mache, aber geschickte Mache, die ihr Ziel, zu unterhalten, anzuregen und zu spannen, mit virtuosem Spürsinn verfolgt, ja auch über den Moment hinaus, nach dem Fallen des Vorhangs Eindrücke zurückläßt. Das Publikum war offensichtlich interessiert, der Beifall klang spontan. Vielleicht, daß diesem so viel wertvolleren Drama der Erfolg blüht, den man der „Kralle“ hätte wünschen mögen.

Einer Reihe großer Diebstähle auf die Spur zu kommen, hat Herr Lagardes einen genialen Detektiv engagiert. Mit außerordentlichem Raffinement ist die Szene vorbereitet und entwickelt, in welcher dieser Sherlock Holmes vor dem unglücklichen Vater den anscheinend ganz unüberleglichen Indizienbeweis erbringt, daß kein anderer als sein Sohn, ein neungehähriger, selbstmorschgeschlossener Mensch, die Tat begangen haben könne. Madame Bohsin, die mit ihrem Manne Richard, dem Jugendfreund Lagardes, Gastfreundschaft in dem Schloß genießt und gegen ihren Willen in dem Jungen eine wahnstimmige Leidenschaft entzündet hat, erklärt, sie wolle ihn herbeirufen, damit er sich auf der Stelle verantworte. Die gedrückte Haltung des Jünglings, als er hereintritt, bestärkt nur den Verdacht, und nach kurzem Neugnen bekennt er sich schuldig, das Geld entwendet und in Gesellschaft von Maitressen durchgebracht zu haben. Madame Bohsin verrät durch keine Miene besondere Anteilnahme. Beim Schlafengehen läßt sie darüber, daß ihr Mann die Geschichte so ernst nehme. Hinter der engen Stirne scheint keine Sorge, keine Angst zu wohnen, nur die blinde eingewurzelte Vernarrtheit in den eleganten hübschen Gatten. Sie läßt ihn an mit den gewohnten Koketterien; doch da entdeckt er, in verlebten Reden vor ihren Augen den Toiletentisch durchwühlend, ein Täschchen voller Tausendfrankenscheine. Er dringt in sie, zerreiht die Lügen, hinter die sie flüchtet, zwingt ihr endlich das Geständnis ab, daß Fernand ihr zur Liebe die Schuld auf sich genommen, sie selbst die Diebin sei. Sie stahl, entschuldigt sie sich, weil sie das Geld zur Zahlung von Schulden brauchte, — Schulden, die sie nur in der Begierde, ihm zu gefallen, gemacht habe. In dieser Enttüllungsstunde, die mit der des ersten Aktes höchst wirksam kontrastiert, erreicht die Spannung ihren Höhepunkt. Dann wird der Rückzug angetreten, der zu dem guten Ende führen soll. Bernstein sucht für die perverse Dame nachträglich noch das Mitleid der Zuschauer mobil zu machen. Wenn sie gestohlen, so hat sie doch den anderen, in ihres eifersüchtigen Gatten Augen noch schwereren Vorwurf, daß sie ihn betrogen, nicht verdient. Mit dem Plomb getränkter Frauenehre weist sie das zurück, scheint ihre Handlungsweise Fernand gegenüber zu bereuen und bekennt, noch ehe ihr Mann gesprochen, Lagardes ihr Verbrechen. Alles versöhnt sich und Richard geht mit ihr ins Ausland, um in Solidität und Arbeit dort ein neues Leben zu beginnen.

Claire Wallentin in der Rolle von Frau Bohsin spielte ihre große Szene im zweiten Akte ausgezeichnet. Die Figuren des Gatten, des Detektivs, von Vater und Sohn erhielten durch die Herren Christians, Schmidhäfler, Schrotz und Sigold eine mit sicherem Takte durchgeführte, an treffenderen Nuancen reiche Verkörperung. dt.

Theater des Westens: Sonderausführung des dramatischen Instituts, „Mandragola“, Komödie in fünf Akten von Niccolò Machiavelli. (Übersetzt und bearbeitet von Otto Bloeder-Edardt.) In den Literaturgeschichten wird Machiavelli, des berühmten Politikers und Geschichtsschreibers Mandragola aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts meist in hohen Lobspriichen gefeiert und dann in Parenthese Verwarnung gegen die schlimmsten Fribolitäten des Stückes eingelegt. Nichtsdestoweniger langweilt man sich bei der Aufführung gründlich, und das matte dilettantische Spiel trug nicht allein die Schuld daran

Ein ähnliches Experiment, das vor ein paar Jahren mit einer Komödie Giordano Brunos im Berliner Theater vorgenommen wurde, schlug damals gleichfalls fehl. Die Formen jener alten Poffen sind zu primitiv und ungelent, um heute, wo man auf diesen Gebieten an die beherrschende Jongleurkunst des Pariser Schwankes gewohnt ist, von der Bühne her lebendige Wirkung auszuüben. Die verhängliche Pointe, auf welche die fünf Akte des Lustspiels hinsteuern, wird schon in den ersten Szenen ausgeplaudert und das Detail der Ausführung enthält dann kaum noch irgendwelche neuen drolligen Ueberraschungen. Ein verliebter Fant, der es auf des kinderlosen Doktor Cigola hübsche Gattin abgesehen hat, redet, als Arzt verkleidet, dem dummen Kerl ein, der Saft der Mandragolawurzel werde sein Weib fruchtbar machen, nur müsse er Sorge tragen, daß sie unmittelbar nach Einnahme des Trankes statt seiner einen anderen umarme, da der erste, der ihr dann nahe, unweigerlich dem Tode verfallen sei. Ein Lumpenkerl von Wösch ist gegen klingenden Lohn bereit, als Weichwater Lucretia zu beweisen, daß sie, dem Wunsch ihres Mannes gehorchend, nicht die mindeste Sünde auf sich lade, und ihre Mutter hilft bei dem Werk der frommen Ueberredung eifrig mit. Natürlich übernimmt der Jüngling die Rolle des gesuchten Todeskandidaten und die Dame findet an ihm so viel Gefallen, daß sie, was ihr der Gatte einmal anbefahl, nun ganz freiwillig des öfteren wiederholen möchte. Als Anekdote auf ein paar Seiten von Boccaccios "Decamerone" rasch hinerzählt, würde die bei allem Zynismus in der Situation enthaltene Komik gewiß prägnanter als in dieser Abfolge breit ausgepönnener Bühnendialoge herausgekommen sein. — Besuch und Beifall waren spärlich.

Neue freie Volksbühne (Schiller-Theater N.): „Helden“. Komödie von Bernhard Shaw. Es ist lobenswert, daß die bereits durch frühere Aufführungen in Berlin bekannte und auch an dieser Stelle gewürdigte Komödie vom Verein der Neuen freien Volksbühne neuerdings in Erinnerung gebracht wurde. Sie gäbe eine vortreffliche pädagogische Lektion für das brennbarstehende „Heldentum“ des bevorzugtesten und „bornehmsten“ Standes in Preußen! Leider aber sind die Vertreter jener Kaste vom Dünkel ihrer vermeintlichen Selbstherrlichkeit allzusehr befallen, um für Belehrungen vom „Zivilpad“ her empfänglich zu sein. Die Komödie ist aber auch insofern lehrreich, als sie die Auffassung Thomas Carlyles vom Heldentum und seiner schwärmerischen Apotheose ins gerade Gegenteil verkehrt, es ins lächerliche Nichts auflöst. Diese offizierliche „Helden“-Komödie stellt eins der interessantesten Plankenspiele, eine der geistreichsten modernen Satiren dar. Sie ist um so amüsanter, je gediegener sie gegeben wird. Die Aufführung war als Ganzes von dieser Art und ließ im einzelnen ausgezeichnete darstellerische Leistungen sehen. Namen aufzuzählen erspare ich mir; es genügt zu konstatieren, daß selbst die beiden Vertreter der hauptsächlichsten Epifodenrollen: Olga Limburg und Toni Impeloben kleine Kabinettstückchen boten.

Aus dem Tierreiche.

Riesentintenfische. Die Tintenfische oder, wie man ein für allemal sagen sollte, Tintenschnecken, gehören zu den riesenhaftesten Tieren, die sich in der Gegenwart der Erdgeschichte im Meere vorfinden. Selbstverständlich ist die Vorstellung von der Größe dieser Geschöpfe, wie es auch mit anderen Tieren häufig geschehen ist, durch die Phantasie des Menschen außerordentlich übertrieben worden und man findet in Büchern, deren Entstehung noch gar nicht so weit zurückliegt, Erzählungen von Tintenfischen, deren Arme gegen 100 Meter lang sein sollten. Die Zweifler, die solchen Berichten mit vollem Rechte ihren Unglauben entgegensetzten, sind dann in den gegenteiligen Irrtum verfallen, auch maßvollen Behauptungen über die Beobachtung von großen Tintenschnecken jede Vertrauenswürdigkeit abzuspreden. Wer jetzt eine Reise nach London macht, kann in einer der Galerien des Naturhistorischen Museums zwei Modelle von riesigen Tintenschnecken in natürlicher Größe sehen. Die Tiere, die in diesen Modellen dargestellt worden sind, gehören zu zwei verschiedenen Arten: Architheutis und Oktopus, von denen letzterer, der Achtfüßer, wohl der bekannteste Vertreter der Tintenschnecken überhaupt ist. Der Architheutis mißt im ganzen zwölf Meter, wovon jedoch nur drei Meter auf den Körper, die übrigen neun Meter auf die beiden Arme entfallen. Das erscheint immerhin schon stattlich genug, obgleich unter den sachkundigen Naturforschern kein Zweifel mehr besteht, daß noch erheblich größere vorkommen. An der Pacifischen Küste von Nordamerika sollen gelegentlich Tintenschnecken in halb verwestem Zustand angeschwemmt worden sein, deren Arme gegen 80 Meter lang waren, und man hat schon die Möglichkeit erwogen, ob nicht manche Berichte über Beobachtungen der großen Seeschlange durch das Auftauchen einer solchen Riesentintenschnecke veranlaßt sein könnten. Uebrigens bilden diese Tintenschnecken ein Hauptnahrungsmittel für die Wale, denen wohl auch jeder einen solchen Happen gerne gönnt.

Humoristisches.

— Berliner Weitaussstellung.
Wirtschaftlich von großer Bedeutung,
Auch patriotisch in hohem Maße,
Aber die wirkliche Kostenbestreung
Uebernimmt doch die Friedrichstraße.

— In der Ludwigstraße zu München ist zu einer Leichenparade das Regiment zu beiden Seiten der Straße zum Spalier aufgestellt. Der Oberst kommt, sieht von der Feldherrnhalle aus die Straße hinunter und beanstandet die schlechte Richtung, die beiden Glieder näherten sich gegen das Siegestor immer mehr. Der Adjutant wagt einzutwerfen, daß das doch von der Perspektive komme. „Ach, was brauche ich da eine Perspektive“, schnauzt ihn der Oberst an, „so etwas sehe ich mit freiem Auge“.

— Hofmusik. Wirt zum Phonographenonkel: „Scheren Sie sich von Hof, hier wird kein Madam gemacht, id bin der Wirt!“ — „Aber erlauben Sie mal, Verehrtester, ich bringe die Kaiserreden.“ („Simplicissimus.“)

— Die Gnädige. „Mit dem Sauertraut puzen Sie zuerst den Salonteppeich und locken Sie es dann für die Dienerschaft!“

— Der neue Plutarch. „Wie stellen Sie sich zu dem Vorgehen der Mächte?“ fragte ein Interbiewer den Sultan von Marokko. — „Hol sie der Raifuli!“ erwiderte der Sultan. „Eine Polizei, die Euch Europäer vor den Marokkanern schützt, habe ich nun! Jetzt brauche ich nur noch eine Polizei, die uns Marokkaner vor Euch Europäern schützt!“

Russisches Marterl.

Auf diesem Schragen liegt im Tod erbleicht
Bobjebonoszew, den Hans Mors doch schließlich hat erreicht.
Zu aller Freiheitsfreunde Trost und aufrichtigem Gaudium
Drehte er dem zähen Feloten endgültig den Kragen um.
Er konnte freilich nur sein kerblich Teil ertönen leider . . .
Sein Geist lebt weiter!

(„Jugend.“)

Notizen.

— Im Neuen königl. Operntheater (Kroll) wird vom 27. April bis 1. September Direktor Ferenczy Operetten und Opern aufführen.

— Neue Dramen. Erfolg hatten: im Münchener Schauspielhause Bendieners Eisenbahndrama die „Strecke“, im Deutschen Theater zu Hannover Bruno Wagners Drama „Und hätte der Liebe nicht“. Einen prächtigen Durchfall erlebte im Nürnberger Intimen Theater „Der Staatsminister“, ein Stück aus dem Jahre 1848 von J. S. Reiz.

— Ein probates Mittel, das allen Theatern zur Nachahmung sich empfiehlt, führte eine Liebhaberbühne in Verchtesgaden (Bayern) ein. Um dem Publikum die Beschwerlichkeit des eigenen Urteils zu ersparen, wurde kund und zu wissen gegeben, daß es beim Erscheinen einer blauen Flagge klatschen und beim Auftauchen einer roten Fahne Bewunderung markieren möge. Und so geschah's. Freilich kamen einige Verwechslungen vor. Aber im ganzen bewährte sich die Sache. Vielleicht könnten einige Berliner Theater ihre sonst unbeschäftigten Dramaturgen mit solchen Aufgaben betrauen.

— Ein neues Buch von Anatole France. Nach langer Pause wird Anatole France demnächst wieder ein Buch veröffentlicht, das in dichterisch belebter Prosa die Schicksale der Jungfrau von Orleans erzählen soll. Es werden zwei ziemlich starke Bände sein. Drei Jahre hat France daran gearbeitet und sich im beständigen Umschreiben und Feilen nicht genug tun können.

— Ein neues Krematorium wurde in Stuttgart feierlich eingeweiht. Auf dem Pragsfriedhof erhebt sich der in weisem Sandstein ausgeführte, in eine viereckige steinerne Kuppel auslaufende Bau des Prof. Scholter. Ein Flachrelief über dem Eingang stellt den Einzug in die Pforte des Todes dar. (Professur Kienler). Eine quadratische Halle im Innern bietet für 600 Personen Raum. An die Einweihung schloß sich die Feuerbestattung einer 80jährigen Frau an.

— Eine frauenfreundliche Universität. In Jena ist den Frauen die Inmatriculation in allen Fakultäten „gestattet“ worden. In Preußen ist desgleichen nicht zu befürchten.

— Andreas Hofers Sandwirthshof im Passiertal, der von einem Wildbach bedroht wird, soll durch Maßnahmen des österreichischen Ackerbauministeriums gesichert werden. D. h. wenn er den Instanzenzug überlebt.

— Puppen mit Wadehöschchen. In Friedrichshafen, der schönen Bodenseestadt, ist die Sittlichkeit eine besonders entwickelte. Wurden da neulich, wie die „Frankf. Ztg.“ berichtet, zwei Puppen am neuen Rathausguckebett, weil sie auf die angestammte Puppeneigenschaft der Nacktheit nicht verzichtet hatten. Noch hübscher entfaltete sich der Sittlichkeitsseifer an einigen ganz unvorbestraften Wadepuppen, die in einem Schaufenster — man staunte: splinternackt ihr unschuldvolles Dasein verträumten. Ein „schwarztapezierter“ Herr verlangte ihre Entfernung, begnügte sich aber mit ein paar Wadehöschchen für — die armen Puppen, denen das deutliche Frühlingssklima offenbar zu kalt ist.